

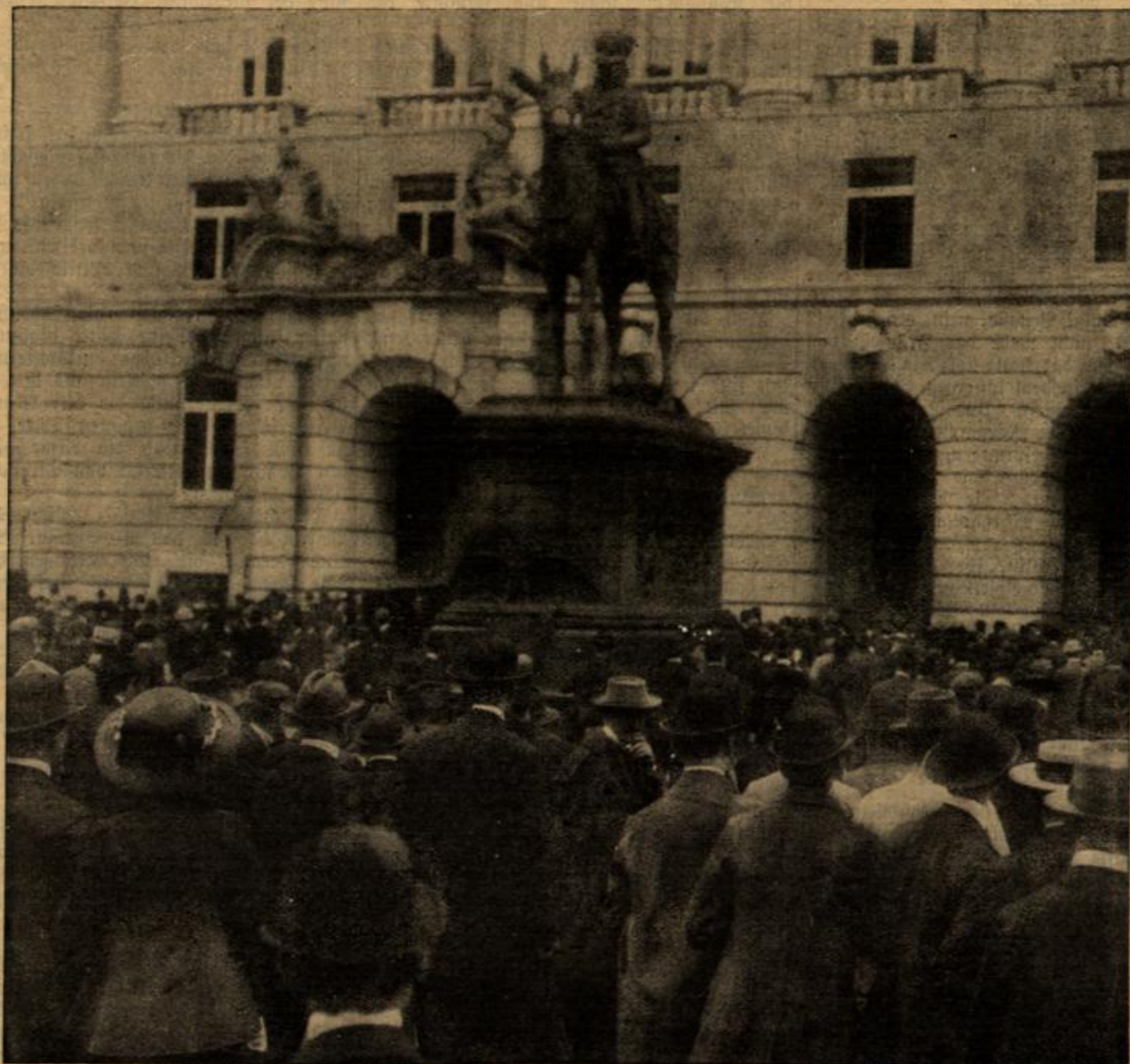
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 33

Verlag von J. B. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



◆◆ Einberufene Reichsdeutsche in Wien vor dem Radehkydenkmal. ◆◆

Das Fräulein von Bernex. Aus dem Gotteshausbunde. Erzählung von P. Maurus Carnot.

Schluß.

Nachdr. verb.

Margareta, Margareta, schau mir in die Augen! Hätte ich dich nicht glücklich machen können?" „Fort! Was tot ist, soll im Grab bleiben!"

„Die Liebe ist stärker als der Tod. Ach, Margareta, erwürg mein Herz nicht! Lüge nicht! Du hast den alten Soldaten nie geliebt. Geliebt hast du immer im tiefsten Herzen den Luigi Benosta —“ „Alberika, Alberika!" Es klang wie der Schrei einer ertrinkenden Mutter. Aber Alberika kam nicht.

„Und noch eines! Für dich und mit dir hätt' ich die Revolution da draußen niederhalten können. — Es ist zu spät und ist deine Schuld —“

„Herr Benosta, das ist Lüge —“

„Nun sind Rätien und Veltlin in Ewigkeit auseinander. Aber eines liegt noch in dieser meiner Hand: die Planta-Villa und all die Planta-Güter im Veltlin kann ich retten —“

„Alberika, Alberika!"

„Und die große Nation hat Freiheit proklamiert, Freiheit den geknechteten Völkern, Freiheit den geknechteten Herzen! Verschließ dein Herz nicht! — Margareta! — Du weißt, wohin dein Herz gehört, wo es einmal im Leben glücklich werden könnte! — Wenbe dich nicht weg! Das Feuer in meinen Augen ist aus deinem Herzen. Das soll ewig brennen.“

Der stolze Luigi Benosta war niedergekniet, hatte die Hand der Lebenden ergriffen, umklammert. — Es war still wie in einer Totenkammer.

„Signor Luigi Benosta, nein, ewig nein!"

Das hatte nicht mehr das Fräulein von Planta gerufen, das klang stolz wie das Wort, das eine Kaiserin dem lusternen Bagabunden am Wegrand zuwirft. Und Luigi hatte es verstanden: er hatte Margaretens Hand weggeworfen, war aufgesprungen, hatte den Hut auf die Feden gedrückt, die Hand auf den Pistolengriff gelegt. Die beiden schauten sich stolz an und Margareta schlug zuerst die Augen nieder.

„Stolze Aristokratin, ihr habt mit mir und meinem Leben gespielt und möchtet das verderbte Spielzeug in den Auskehrschicht schleudern. Aber wißt, das Herz, das durch eure Spielerei schlecht wurde, geht mit euch über die Berge. Und ihr sollt es greifen noch mit der sterbenden Hand. Fertig! Mir aber schlägt ein neues Herz in der Brust und ich darf euch verachten und das erhält mein Herz gesund —“

„Alberika!"

„Mutter, ich finde den Mantel nicht," kam's weinend aus dem obern Gang.

Schon hatte Luigi Benosta das Portal aufgerissen: „Freie Veltliner, herein!"

Sie drangen ein mit ihren roten Binden, mit ihren weingläubenden Gesichtern, mit ihrem blühenden Gewaffe.

„Republikaner, diese Villa gehört zur cisalpinischen Republik, der Wein und was beweglich ist, gehört euch —“

„Signor Benosta, ich protestiere —“

„Fremde, protestiert jenseits des Veltlins!"

Nach vom Schweiß kam die Kleine herab. Ein lauter Schrei aus dem sichtbar pochen-

den Herzen. Und wie sie die Mutter umschlingen wollte, klickte der Schlüsselbund auf die Steinplatte. Ein Bursche hob ihn mit der Raschheit des Tigers auf und schwang den Fang in der Luft: „Ende der Graubündner! Hoch die Konfiska!"

„Pietro, gib der Frau die Schlüssel und geh mit ihr!" gebot Benosta. „Sie mag den Mantel holen, sie soll nicht frieren auf den kalten Bergen! Wir haben Rücksicht, wir haben Mitleid — die Plantas haben mit uns nicht immer Mitleid gehabt.“

„Signor Benosta, ich danke —“

Noch einmal begegneten sich Luigis und Margaretens Augen. Da war's, als sei in den Augen der beiden ein Lichtlein erloschen, eines nach dem andern.

Gebeugt schritt Margareta, von Alberika und dem Burschen begleitet, die Treppen hinauf. Hoch aufgerichtet und mit dem grauen Mantel bekleidet kam sie bald zurück. Luigi bohrte den Blick in den Steinboden.

„Die Schlüssel her, die Schlüssel! Hoch die Konfiska!" schrie und stampfte die Horde.

„Euch? Nein!" Und die Gierigen verstummten vor der Majestät der Frau. Sanft fügte sie bei: „Alberika, gib dem Herrn dort den Schlüsselbund!"

Alberika legte den Haufen Schlüssel Luigi Benosta zu Füßen. Sie zitterte vor dem finstern Gesicht und flog zur Mutter hin.

Benosta aber schleuderte mit dem Fuß den Schlüsselbund gegen die Mauer: „Hinaus die Fremden, heute noch über die Grenze!"

Da trat Margareta näher: „Signor, seid ihr ein Barbar —“

„Ich bin nobler als euer Herr Vater, der Landeshauptmann ungeligen Andenkens. Man weiß, wie die Bündner reich geworden sind im Veltlin. Nehmt euren Mammon mit! Er ist das Herz der Bündner, soviel ihrer im Veltlin gewesen sind —“

„Signor Luigi Benosta, ihr seid ungerecht —“

„Aus den Augen! Fort, auf immer fort!"

Das war ein Schrei des Jornes aus der Tiefe des Herzens. Aber Margareta glaubte, es hänge an ihm noch ein Deltropfen der erlöschenden Liebe. Ganz nahe getreten, wollte die Ausgewiesene noch einmal jene Augen sehen, aus denen sie auf immer fortgestoßen wurde wie eine Untreue.

Luigi hatte sich weggekehrt. Ob er noch auf die sanften Worte achtete, die flehend und Verzeihung heischend von Margaretens Lippen stiegen? „Grüßt mir eure gute Mutter Anna und eure liebe Schwester Bianka" —

Mit dieser letzten Bitte verließ die Verstoßene die Villa. Nichts ging mit ihr als Alberika und Erinnerungen, traute und traurige. Und etwas, das sie gern von der Brust herausgerissen hätte: das Geld! Sie hätte es gern wie ein Fluchgeld unter die Raubtiere gestreut. Doch sie mußte ja wandern, mußte vielleicht irgendwo ein Dach bauen —

Die Rotte jubelte und umringte schreiend die beidenden Scheidenden. Das waren nicht mehr die milden Veltliner, die Untertanen; das war die Jugend, die sich am Wein der

französischen Freiheit berauscht hatte und sich nun satt essen wollte an den fetten Stücken der abgesetzten Zwingherren.

Weit ging die Rotte nicht mit; Margareta und Alberika waren ja nicht gefährlich für die cisalpinische Republik.

Luigi Benosta war allein in der Villa zurückgeblieben und hatte den Schlüsselbund aufgehoben, aber ihn plötzlich wieder an die Mauer geschleudert: „Zum Teufel! Was nützt mir die Villa ohne Margareta!"

Stirbt er auf der Steinbank? Kalte Tropfen rollen über die Stirn, er leuchtet, als treffe sich der letzte Felsen seiner Seele von der Brust, der tiefgebeugten.

Da sprang er auf und streckte die Arme gegen das Gewölbe: „Frei, frei bin ich geworden, frei wie mein Veltlin! Aber im Veltlin bleibe ich keine Nacht mehr. Fort ohne Abschied! Fort zur Armee des großen Buonaparte!"

Da war die Rotte ungestüm zurückgekommen und an das Gewölbe donnerten die Rufe der niedrigsten Volksseele: „Hoch die Konfiska! Hoch die Konfiska!"

Benosta ergriff den Schlüsselbund: „Pfui, Veltlin! Das Rauben ist euer freies Veltlin!"

„Hoch die Konfiska!"

„Pfui! Nichts gilt euch das freie Veltlin, nichts die cisalpinische Republik." —

„Das Veltlin hat keine Taschen im Kleid, aber wir! — Hoch die Konfiska!"

Erzürnt warf Luigi Benosta den Schlüsselbund in die Rotte und fort war er — Draußen flutete und blutete die Abendsonne über das Tal hin.

Luigi Benosta schaute die Schönheit mit nassen Augen. Seine Hütte droben! Lag nicht Gold auf den schwarzen Brettern? Wirbelten nicht Silbervöcklein aus den Kaminsteinen? Stand nicht die alte Mutter als Priesterin vor der braunen Türe, breitete sie nicht frohweinend die Arme aus, um den Sohn, den Befreier von Tirano, glücklich zu umarmen?

Da schüttelte sich Luigi: „Nicht für mein Veltlin hab' ich das alles getan. Nur für eine Fremde, die mich verstoßen hat, für eine Fremde, die ich auch verstoßen habe, ach, die ich aufs neue verstoßen muß bis zum allerletzten Tag. Aber keine Scholle des befreiten Veltlins soll auf meinen Sarg rollen! Fort! Meine Heimat ist die Fremde, mein Morgengruß Ekel, mein Abendgebet die ungeweinte Träne, mein Leben ein Stürzen, mein Tod — —“

Er war in ein Kastanienwäldchen gedrungen und hinter ihm schlugen die Zweige zusammen.

In Tirano lauter Jubel. Gassenbuben schrien an allen Ecken wie aus Posaunen: „Cisalpinische Republik!" Was es bedeutete, wußten sie nicht. Um so lustiger war es für sie.

Emilio Lanfranchi schritt gegen das Plantahaus. Er wollte dort trösten. Auf dem Weg gab er einem kleinen Schreihs eine Maulschelle. Aber am Portal angekommen, aus dem ihm Weindunst und Lärm ins brennende Antlitz schlugen, sah er ein, daß seine Hand zu schwach war.

„Wo ist die Signora?"

„Die kommt nicht mehr. Hoch die Konfiska!“

Es war genug für den Alten. Er schritt wie ein Fremdling zum Heiligtum der Madonna von Tirano.

Luigi Benostas alte Mutter begegnete ihm.

„Wo ist mein Luigi?“

„Ich habe ihn nicht mehr gesehen. Mutter, er wird auch in der cisalpinischen Republik sein Glück nicht finden —“

„Ach, ich weiß es, ich wußte es schon lange —“

„Geht nicht in die Gassen! Dort ist es nicht schön. Man stiehlt, man raubt, man hat den ersten Tag unter der fremden Republik entweiht —“

„Was versteh' ich davon! Mein Luigi!“

„Geht heim! Er ist für euch nicht zu sprechen —“

„O helf' mir!“

„Er hat nicht auf mich gehört, heute. Und morgen geh ich nach Buschlav hinüber und bleibe dort — ich will ein Bündner werden. Gute Nacht, Frau Benosta, und lebt wohl!“

Die Mutter murmelte: „Lebt wohl!“ und rannte gegen Tirano und wimmerte: „O Luigi, o Margareta!“ und immer dasselbe — — —

Draußen schritten zwei eilig über die Halde.

„Komm nur, Alberika! Die Sonne hängt schon am Berge. In Grossfotio bleiben wir übernacht beim alten Renzo Luzzetti. O, das ist ein guter Mann. Und morgen fahren wir auf seinem Wägelchen über die Berge —“

„Und ich habe den Kanarienvogel ver-
gessen, je!“

„Wir wollen ein Weilschen sitzen und nachdenken. Komm, da! Aber wer kommt durch den Weinberg herauf! Oh, Bianka Benosta! Kind, komm schnell!“

„Die tut uns gewiß nichts —“

„Von dieser guten Seele kann ich nicht Abschied nehmen. Komm schnell!“

Aber es war zu spät. Bianka hatte schon die Hecke erreicht und durchbrach sie, ohne der dornigten Zweige zu achten. Sie stand im Weg und fuhr mit dem weißen Marmel über das Gesicht, um Schweiß und Blut abzuwischen.

„O Bianka, Bianka! Wir sind auf der Reise. Wir kehren nie mehr zu euch zurück. Nie mehr, Bianka —“

„Madonna, ich hab' es geahnt! Und unser Luigi, hat er euch nicht beschützt? Euer Haus? — Weh, ihr schaut mich nicht an! Hat er selbst —“

„Bianka, der arme Luigi ist krank —“

„O ja, krank. Da drinnen krank, im Herzen krank —“

„Geh heim zu ihm! Geh, liebe Bianka, mach ihn gesund! Und sag ihm, daß ich ohne Zorn vom schönen Veltlin scheide, ohne Zorn! Auch das kannst du ihm sagen, Margareta sei über die Grenze gegangen mit Tränen über all die Sünden, die im lieben Veltlin von allen Graubündner sind begangen worden. Und mit Tränen — doch es ist genug. Weine nicht, Bianka! Grüß mir die deinen daheim — o ich, ich habe keine Heimat! Leb wohl!“

Bianka Benosta blieb starr und stumm, ein Bild des heftigsten Schmerzes. Margareta konnte sie nicht länger ansehen, sie beugte sich tief, tief zur Erde, als habe auch sie an diesen Schmerzeszügen gemein-
schaft.

Plötzlich warf sich Bianka zur Erde und umarmte leidenschaftlich die zitternde Alberika und küßte sie und hauchte: „Werde glücklicher als wir!“

Dann sprang sie auf und stand stehend. Margareta verstand das Fehlen der schönen und leidzer Schlagenen, der armen und reichen Veltlinerin und breitete die Arme gegen sie aus —

Ringsum so still, so feierlich, als habe die Landschaft im Abendrot den Atem angehalten, um dem Schlag zweier Herzen zu lauschen. Die Sonne drüben hielt an und schob den blauroten Wollenschleier zurück, um etwas zu betrachten, was sie nie mehr schauen sollte: wie sich Rätia und Veltlin umarmten, um sich zu trennen, auf immer sich zu trennen.

* * *

Eine Weile später und Mutter und Töchterchen sahen auf einer Steinplatte am Weg-
bug, wo noch einmal das Veltlin glänzte. Oder war es nicht mehr die Sonne, die über das Tal zitterte? Sie war ja hinab-
gesunken — es war nur der langsam ab-
sterbende Glanz, wie wenn die Ampel er-
loschen ist und an der Wand noch ein Leuch-
ten hingekt.

Ein solches Leuchten war's, in dem von ferne noch die Planta-Villa herübergrüßte.

„Mutter, wir wollen zurück! Das Haus ist doch noch unser Haus.“

„Veltlin, wie bist du schön! — O lebe wohl!“

„Was sagst du, Mutter? Ich, ich habe Heimweh nach unserer Villa, o komm!“

„Nach der Villa? Ich nicht! Ich will sie ganz, ganz vergessen. Komm, Kind, ich trage dich ein Stück weit.“

So hatte Margareta ihr Kind noch nie an sich gedrückt, so heiß es nie geküßt. Dann lächelte sie und trug die Last so leicht und scherzte: „Bis nach Grossfotio kann ich dich tragen. Ja, ja, ich trage dich bis wo die ersten Bündnerstannen rauschen.“

„Aber was sagen sie in Zernez, wenn wir so mit nichts kommen?“

„Was sie sagen? Ja, in alter Liebe schauen sie aus den kleinen Fenstern und kommen über die Gasse und denken: O schaut, wer kommt wieder heim! Das Fräulein von Zernez.“

Ein Sonnenstrahl. Novelle von Käte Bloemer.

Nachdruck verboten.

In goldiger Glut versinkt die untergehende Sonne fern hinter den Bergen. Noch flutet es wie ein Meer von Licht und Feuer um sie her. Rötlicher Schimmer legt sich langsam über die Wolken hin. Allmählich schwindet die purpurne Pracht; noch ein letzter, leuchtender Strahl bricht hervor und senkt sich zitternd über Berg und Tal — einen Augenblick nur verklärt er das All. Und mit ihm steigt leise und lind die Erinnerung nieder; sie wandelt über die Lande, und wo sie ihre Hand segnend über ein Menschenherz ausbreitet, da wird's gar still und friedlich drinnen.

Auch an Walter Burg ist sie vorüberge-
gangen, leise, segenspendend. Mechanisch läßt er das Buch sinken, in dem er bisher gelesen; sein Blick verliert sich in blauen Fernen. Er, der unstätte Erdenpilger, ein armer Schriftsteller, vom Glück wenig begünstigt, er vergißt, was ihm das Leben Bitteres gebracht. Der Sonne letztes Leuchten weist ihn ja aufwärts, dorthin, wo ihn des Lebens rauhe Hand nimmer fassen kann. Zurück schaut er in die sonnige Kinderzeit, in der er nichts wußte von Leid und Schmerz, zurück in die heiteren Jugendjahre, da das Leben ihm eitel Gold dünkte. Und dann schaut er das Furchtbare: er steht an der Bahre der heiliggeliebten Mutter, sieht das todesbleiche Antlitz des sterbenden Vaters. So ist er bis jetzt einsam seiner Wege

gegangen, verlassen, verstoßen von der schö-
neren Welt; denn er ist ja häßlich

Ein helles Kinderstimmchen weckt ihn plötzlich aus seinen Sinnen auf; ein rei-
zendes Bild fürwahr, das er da schaut: das kleine, blondlockige Mädchen an der Hand des älteren. Nur der unsichere Gang des letzteren fällt ihm auf, der seltsam starre Blick der schönen Augen. Sollte dieses herrliche Gesicht mit den großen Augen von der tiefblauen Farbe der Blüte des Sin-
grüns, den langen schwarzen Augenwimpern, dem metallischglänzenden Lockenhaar, sollte diese zarte Himmelsblume des Augenlichtes beraubt sein?

Er sieht seinen Verdacht bald bestätigt. „Jetzt muß doch bald die Baal kommen,“ hört er die weiche, klangvolle Stimme, „führ' mich hin, dann kannst du spielen, bis ich dich rufe . . .“

Nur ein heißer Wunsch steigt in ihm auf: dieses blühende, herrliche Wesen sein eigen nennen zu dürfen.

* * *

Fünf Jahre sind verflossen. Walter hat die schöne Blinde als Gattin heimgeführt, und sie hat ihm ein liebliches Kind ge-
schenkt. Dieselben schwarzen, glänzenden Locken, dieselben tiefblauen Augensterne, von langen schwarzen Wimpern beschattet, die er an seiner Mary so liebt, zieren auch die

keine Hilfe. Ueber allen aber strahlt die Sonne reinsten Glücks.

Wiederum sind zwei Jahre vergangen. Mary hat sich auf Anraten berühmter Ärzte einer Augenoperation unterzogen, die zwar sehr gefährlich gewesen, aber doch zum Guten verlaufen ist. Noch sind ihre Augen schwach, und die Fenster sind verhängt, während drau-
ßen goldiger Sonnenschein flutet.

Drüben im Wartezimmer aber harret Wal-
ter, bangend, verzagend. Wird sie, die ihn nie in seiner Sächlichkeit gesehen, wird sie sich nicht mit Abscheu von ihm abwenden müssen, sie, die ihn so heiß geliebt, ihm die Erde zum Paradies gemacht hat? Soll er jetzt dieses Glückes beraubt, aus diesem Paradies verstoßen werden? . . .

Leise öffnet sich die Tür zu Marys Zim-
mer, und Hildchen lugt vorsichtig ins Zim-
mer, Blumen in den kleinen Händchen, Blüten in den schwarzen Locken. Doch das dunkle Zimmer ist gar zu gartig, kann sie doch das Mütterlein nicht sehen, so schön, wie früher. Noch ehe Mary es verhindern kann, sind die Fenster von ihrer schützenden Hülle befreit, und herein flutet das goldige Son-
nenlicht.

Einen Blick wirft die eben Genesene auf das herrliche Kind zu ihren Füßen, mit dem schneeigen Blütenkranz im schwarzlocki-
gen Haar — dann wird es dunkel um sie her . . .



Deutsch-Russische Grenzstation.

Französische Infanterie.

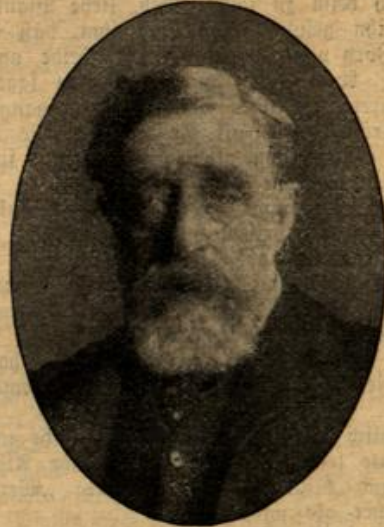
Wie in sämtlichen stehenden Heeren der Großmächte ist auch in der franz. Armee in den letzten Jahren der Neubewaffnung und Neuuniformierung der verschiedenen Abteilungen große Aufmerksamkeit geschenkt worden.

Deutsch-russische Grenze.

Die westliche und die östliche Grenze des deutschen Reiches steht schon in Frieden unter strengster Bewachung, die sich bei der gegenwärtigen Lage außerordentlich verschärft hat.



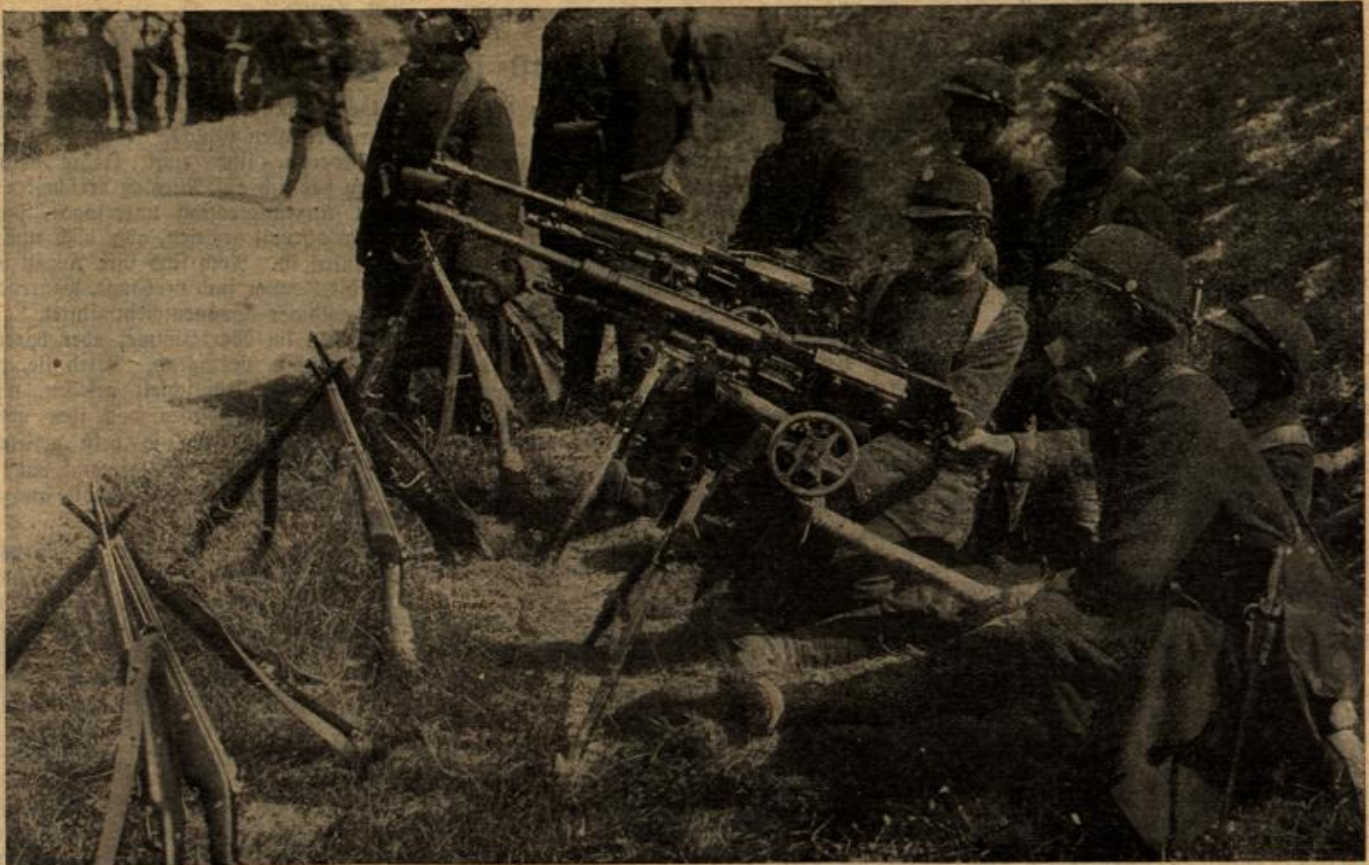
Dr. M. Javanowitsch,
Sekretär der serbischen Gesandtschaft
in Berlin und Geschäftsträger.



Sir Edward Goschen,
englischer Botschafter in Berlin.



General Boza Jancowitsch,
der als eigentliches Haupt der groß-
serbischen Bewegung gilt.



Französische Infanterie: Maschinengewehr-Abteilung.



Vom belgischen Kriegsschauplatz: Deutsche Soldaten im Dorf Mouland.

Don unsern siegreichen Kämpfen in Belgien.



Vom belgischen Kriegsschauplatz: Gefangengenommene belgische Truppen.

Blumen. Don 1. Baher.

Nachdruck verboten.

Wie viel Wunderkräfte knüpfen sich nicht der Sage nach an Blumen und Kräuter. Aus neun verschiedenen Kräutern wird der Liebestrank gebraut, ebenso der Trank der Vergessenheit und der Glaube verleiht beiden eine wunderbare Wirkung. Pflanzen und Blumen machen unsere Erde zu einem Eden und Blumen geleiten uns durchs Leben. Blumen begrüßen das Kind, wie den Greis, sie drücken unsere Wünsche aus bei frohen Festen, sie schmücken die Braut und zieren die Gräber. Sie verwandeln unsere Ruhestätte, das kleine Fleckchen Erde in einen blühenden Garten und verwischen den allzu trüben Eindruck des Todes.

Unter allen Blumen nimmt die Rose unstreitig den ersten Rang ein. Sie gilt für die schönste Blume und ist umwoben von der Sage aller Völker, Dichter und Sänger preisen ihre Schönheit. Bereits im grauen Altertum erwähnt Homer der Rose und die griechische Dichterin Sappho nennt sie die Königin der Blumen, ein Name, den sie beibehalten hat bis auf unsere Tage. Sie war mehreren Gottheiten geweiht. Als Sinnbild der Schönheit war sie der Venus heilig, als Zeichen der Liebe dem Amor geweiht und als Symbol der Jugend und Schönheit stand sie der lieblichen Aurora am nächsten. Bei den Festen der Gottheiten schmückten sich die Opfernden mit Rosenkränzen, ja selbst die Opferiere erschienen im Schmuck der Rosen und als selbst die barbarische Rauheit menschlicher Sitten gewichen waren, lebte die Vorliebe für das holdste Kind Floras unbekümmert fort im Gemüte der Völker. Die Rose ist auch die sagenreichste Blume des Mittelalters und war meist Attribut der Heiligen und ist ganz besonders der Jungfrau Maria geweiht. In Deutschland, Frankreich, Italien und England ist sie überall gleich beliebt und gepflegt. Auch die Mimesänger verkündeten ihr Lob, ebenso die Sänger und Dichter unserer Tage. In Italien weiht der Papst noch jedes Jahr die goldene Tugendrose und verleiht sie, wie die weltlichen Fürsten Orden. In England wählten mächtige Geschlechter sie in ihr Wappen und in Frankreich feierte man die bekannten Rosenfeste.

Auch die Sage bemächtigt sich der Rose und zieht sie in ihren Kreis. Wer kennt nicht die Legende von den Rosen der heiligen Elisabeth, der frommen Landgräfin von Thüringen? Ebenso bekannt dürfte jedermann die Sage von der Entstehung des Moosröschens sein. Einst schloß der Engel Gottes, der die Blumen pflegte, im Schatten eines Rosenstrauches ein. Der Tag war schwül, die Sonne brannte heiß und sengend und der gute Rosenstrauch gab dem Schläfer gern und willig seinen Schatten. Als der Engel erwachte, war er erquickt und dankte dem Rosenstrauch, indem er ihn mit einem neuen Reize, dem Moos schmückte. Nach H. von Chazh entstand das Moosröschen folgendermaßen: Als unser Herr und Heiland einst müde von weiter Wanderung in sengender Sonnenglut aus der Wüste kam und auf einen weichen Moossteppich trat, pries er laut Gottes Güte, die alles an seinen rechten Platz gestellt, auch das unscheinbare Moos, das so bescheiden am Waldboden wächst. Dein, sprach er, hat der Vater auch gedacht, dein Los, trag's mit Geduld! Kaum hatte Jesus diese Worte

gesagt, da sprießt ein wundernettes Röslein aus dem Moos hervor, Moosröslein genannt. Dasselbe war so lieblich und schön, daß man es unmöglich übersehen konnte. Das Blümlein aber blüht jetzt in jedem Land, der Demut stilles Bild. Als Joseph und Maria vor der Grausamkeit des Herodes mit dem lieben Jesuskinde fliehen mußten, trafen sie in der Wüste einen dornigen Strauch. Auf diesem trocknete die Gottesmutter die Windeln ihres göttlichen Sohnes. Bald sprießten an dem Strauche herrliche Blüten hervor, die einen gar süßen Duft ausströmten. Aber auch die rumblichen Blättchen des Strauches gaben von da ab beim Reiben einen würzigen Duft ab. Das ist das Muttergottesröslein, auch Dedentröschen, Weinrose u. genannt.

Von der Dornrose erzählt uns die Legende: Schön geschmückt standen Wiesen und Felder, Bäume und Sträucher knospten und blühten, nur der Dornstrauch stand noch unbelaubt am Waldbesäum. Er wand einst seine Zweige als Dornenkrone um des göttlichen Dulders Haupt. Seit dieser Zeit blieb der arme Dornstrauch ohne Blätter, ohne Blüten, nur Tränen ohne Zahl glänzten an dem Strauch. Da ging die Osterfonne auf und mit ihren warmen, versöhnenden Strahlen traf sie auch den armen Dornstrauch und bedeckte ihn über und über mit Blättern und Blüten.

„Ja, der Heiland hat Erbarmen
Mit der Rose traurig Los!
Jeder Tropfen seines Blutes
Glänzt am Dornstrauch als Ros'!“

Deshalb muß der Dornstrauch auch heutigen Tages noch warten, bis die Osterfonne ihn geküßt, ehe er Blätter und Blüten treibt.

Die Pfingstrose leuchtet der Sage nach im Dunkeln und weicht immer wieder zurück, wenn jemand die Hand ausstreckt, um sie zu pflücken. Die Seerose spielt im Leben der Esen und Nixen eine große Rolle. Auf den breiten Blättern derselben setzt dies lustige Völkchen übers Wasser und schaukelt auf ihnen in lauen Maiennächten. Niemand darf es wagen, eine Seerose zu pflücken, auch Kinder warnen man davor, die Hand darnach auszustrecken. Die Seerose ist nämlich eine verzauberte Seerose und zieht unbarmherzig alle in die Tiefe, die sich ihr nähern. „Nachts um die zwölfte Stunde“ wird die See- oder Wasserrose allemal wieder für eine Stunde zur Elfe und schwingt sich mit ihrem weißen Nebelschleier in lustigem Reigen.

Wir wollen nun noch eines Blümleins gedenken, das ebenfalls den Namen Rose führt, nämlich der Jerichorose, auch Auferstehungsrose genannt. Zu Tausenden wird dieses unscheinbare, vertrocknete Pflanzengestalt zu uns gebracht. In's Wasser gestellt, beginnt es allemal wieder von neuem zu grünen und soll, einer alten Sage nach, in der Weihnachtsnacht erblühen. Dies Blümlein soll auf Golgatha unter dem Kreuze unseres Herrn und Heilandes aus den heiligen Blutstropfen, die zur Erde fielen, gesproßt sein. Drum ist sie auch der ewigen Auferstehung geweiht und belebt sich jedesmal von neuem, wenn man sie ins Wasser bringt. Nach einer andern Sage soll Maria die Wäsche des göttlichen Kindes auf dem Strauche getrocknet haben.

Blühen in einem Garten drei Rosen an einem Stiel, so kommt gar bald eine Braut ins Haus; doch eine vereinzelter, verspäteter Rose im Herbst bedeutet einen Todesfall in der Familie. Werfen Liebende Rosenblätter ins Wasser und zwei schwimmen zusammen weiter, so kommt das Paar zusammen. Der Duft, der dem Rosengarten des Zwergkönigs Laurin entströmte, hatte wunderbare Kraft. Er machte Leid und Kummer vergessen und brachte Kranken die Genesung.

Jedermann kennt das herlige Veilchen, das Bild der Bescheidenheit, welches uns die erste Botschaft des kommenden Frühlings bringt. Wissen meine liebe Leserinnen auch alle, wo blau Veilchen, der kleine Lenzbote zuerst geblüht? Sinnig erzählt uns die Legende, daß unter dem Kreuze Christi die ersten Veilchen blühten und ihren süßen Duft zum Kreuze hinauf, dem leidenden Heiland sendeten. Am Ostermorgen aber blühten Veilchen am Rande der Felsengruft und boten dem Sieger über Tod und Grab den ersten Willkommgruß der blühenden Schöpfung.

Das Veilchen besaß der Sage nach, einst die Kraft, verborgene Schätze zu zeigen. Dem armen Veilchen war seine Mutter gestorben und es bekam eine Stiefmutter, die zwei eigene Töchter hatte. Die Stiefmutter, das große Blatt, war geizig, wollte alles für sich haben und setzte sich stets auf zwei Stühle zugleich, nämlich auf die zwei Kelsblätter. Die beiden Töchter der Stiefmutter nahmen auch jede einen Stuhl für sich in Anspruch und den zwei armen Stiefkindern blieb von den 5 Stühlen also nur noch 1 Stuhl zusammen übrig. Nun dreht Gott zur Strafe für solch frevelhaftes Beginnen den Stiel der Blüte um. Die Stiefmutter kam zu unterst und bekam einen gewaltigen Höcker, die beiden Töchter der Stiefmutter zur Strafe für ihren Stolz jede einen Bart. Das Veilchen war dem Gotte Ihr heilig. Ein Verwandter des Veilchens heißt indessen heute noch Stiefmütterchen, in vielen Gegenden auch Jellängerseiber, penker u. u. Es ist das bekannte *viola tricolor*. Das Blümchen besaß der Sage nach einst einen herrlichen Duft, seiner noch als das Veilchen, und wächst meist in Kornfeldern. Da die Menschen, die es seines Duftes wegen suchten, so viel Getreide zertreten, hat das Blümchen die heilige Dreifaltigkeit, ihm den Duft zu nehmen, damit die Menschen nicht mehr so viel Gefallen an ihm fänden und das Korn, diese hohe Gottesgabe, der Menschheit erhalten bleibe. Die heilige Dreifaltigkeit ehrte die Uneigennützigkeit des Blümleins, schmückte es zum Lohne mit zwei neuen Farben und von da an heißt es Dreifaltigkeitsblume. Das Vergißmeinnicht ist eines unserer lieblichsten Blümchen und durch seinen eigentümlichen Namen das Sinnbild der Treue geworden. Ein Dichter des 15. Jahrhunderts sagt von ihm, daß er das „blaue blumlein der schönsten junfro“ vorziehe und Dichter und Sänger des Mittelalters haben es ebenso sehr in Liedern und Gedichten gefeiert, wie es heute auch noch geschieht. Vom Vergißmeinnicht erzählt uns die Sage: Als der liebe Gott die Blümlein alle erschaffen hatte, gab er jedem einen Namen und wies ihm seinen Platz in der Schöpfung an. Ein kleines, blaues Blümlein kam noch einmal zurück und hatte seinen Namen vergessen.

Süchtern hat es den Schöpfer, ihm noch einmal zu sagen, wie es heiße. Da sprach der Schöpfer: „Wenn du auch deinen Namen vergessen hast, so „vergiss mein nicht!“ Beschämt zog sich das kleine Blümlein zurück und barg sich am Flußesrand in dichtem Gebüsch und kommt jemand, der die Hand ausstreckt, es zu pflücken, so ruft es: Vergiss mein nicht! Nach einer andern Sage hatte unser Schöpfer allen Blumen einen Namen gegeben und dabei ein kleines, bescheidenes Blümchen ganz übersehen. Schüchtern trat das kleine Blümlein, vor den Thron des Schöpfers, verneigte sich ehrfurchtsvoll und sprach: O Herr! Vergiss mein nicht! So sollst du fortan heißen, sprach der Herr und zeigte ihm ein verborgenes Plätzchen im grünen Wiesenral, wo murrend das Blümlein mit seinen klaren Wellen vorbeizieht.

An die Glockenblume knüpft sich folgende Sage: Im dritten Kreuzzug wurde Ehrentraut die Braut des Ritters Wolfram. Als er fortzog in das heilige Land, bat er Ehrentraut, daß sie ihm die Treue wahre während der Trennungszeit. Sie kamen überein, daß jeden Morgen und allabendlich Ehrentraut das Glöcklein ziehe in der Schloßkapelle. Es soll der Ton des Glöckleins ihm ein Zeichen sein, wenn er nach Jahren zurückkomme, daß sie ihm treu geblieben.

Die goldenen Locken Ehrentrauts hatte längst das Alter gebleicht und sie zog immer noch das Glöcklein, immer aber ver-

gebens, dem es ein Zeichen ihrer Treue sein sollte, der weilt noch in der Ferne. Als man Ehrentraut zu Grabe trug, wars, als ob leise die klagenden Töne eines Glöckleins durch die Stille der Natur drangen. Jahr um Jahr war dahingegangen, da kehrte eines Abends Ritter Wolfram zurück. Von dem Schlosse klang ein wunderbares Läuten ihm entgegen, das er sich nicht zu deuten wußte. Er trat ins Schloß, „ging durch Gänge, halb zerfallen, durch manch offenes Thor“, bis er schließlich durch düstere Wege und Hallen vor der Gruftkapelle stand. In dieselbe eingetreten stand er vor einem Steinsarg, aus dessen Spalten Blumen ragten, die die Form eines Glöckleins hatten und silberklar und hell ihre Töne hinausendeten in die Weite!

„So erfüllte Wolframs Bitte
Liebend Ehrentraut,
Und begrüßte seine Schritte,
Treu mit Glockenlaut!“

Schön und sinnig sind die Sagen, welche sich an das Tausendschönchen, Maiglöckchen, Sturmbiume, Margueriten knüpfen. In Oesterreich heißt es Ruderl oder „Gänsegisserli“ wie bei uns Gänseblümchen, weil das Blümchen, wie die Kinder sagen, wie a Ganferl auf am Boanerl steht. Der Sage nach verwandelte sich Ballides, eine schöne Waldnymph in diese Blume, um sich den Nachstellungen des Barmhertigen zu entziehen. Eine christliche Legende erzählt uns

die Entstehung des Tausendschönchens folgendermaßen: Als Maria einst zur Wintersonne keine Blumen mehr fand, mit denen das Jesuskind hätte spielen können, gab sie demselben die kleinen Leinwandstücke, die von ihrer Näharbeit abfielen. Das göttliche Kind schnitt Blumen daraus und verstreute sie über das weite Land, damit sie dort fortblühen möchten im Sommer wie im Winter. Und so ist es heute noch. Tausendschönchen blüht vor dem ersten Schneeglöckchen, das uns den Frühling einläutet und blüht noch, wenn längst die letzte Herbstzeitlose dahingegangen und erfreut das menschliche Herz zu einer Zeit, wo sonst in Feld und Fur alles Leben erstorben ist. „Tagesange“ nennt sinnig der Engländer das Blümlein und Shakespeare stellt es als Sinnbild der Unschuld und Reinheit dar. Oßian läßt es aus dem Grabe eines Jünglings sprechen. Ein Engel, heißt es, nahm einen Stern und senkte ihn in die Erde, wo die Hoffnung der Eltern begraben lag. Da sproßte die Sternblume — unser Tausendschönchen hervor. Schon in alten Zeiten war das Tausendschönchen zum Schicksalsorakel erhoben, das man in allen wichtigen Dingen, namentlich in Herzensangelegenheiten um Rat fragte. Tausendschönchen zupfte Gretchen sinuend, als sie mit Faust durch den Garten wandelte, Tausendschönchen zupfen noch heute unsere jungen Mädchen und fragen dabei: Er liebt mich, liebt mich nicht u. c.

Spiel und Scherz.

I. amoristisches.



Immer deutsch!

Im Jahre 1870—71 waren zwei biederer Bayern in einem französischen Wirtshause einquartiert, dessen Aushängeschild die Worte „Au sauvage“ trug. Auf die Frage ihres Hauptmanns, wo sie untergebracht seien, erfolgte die prompte Antwort: „In der Sau-Wage!“

Triftige Gründe. „Warum haben Sie eigentlich nicht geheiratet, Herr Krause?“ — „Das will ich Ihnen sagen: zu einer Geldheirat hatte ich keine Neigung und zu einer Neigungsheirat hatte ich kein Geld!“

Begründeter Vorzug. Gast: „Sie Kellnerin, der Herr da drüben ist viel später gekommen als ich und hat sein Essen schon — und ich muß immer noch auf meinen Braten warten.“ — Kellnerin: „Ja, der wird aber auch immer gleich saugrob, wenn er seine Sach' nicht gleich bekommt!“

Ein ganz Schlauer. Vater: „An dem Zeugnis sehe ich, daß du wieder der Letzte in der Klasse geworden bist!“ — Sohn:

„Beruhige dich, Papa, dafür sitze ich dicht bei der Tür, und wenn einmal Feuer ausbricht, bin ich der erste, der 'rauskommt!'“

Barter Wink. Freund des Hauses (die Hand der Tochter betrachtend): „Was für eine wunderbar gepflegte Hand Ihr Fräulein Tochter hat!“ — Die Mama: „So, kann schon sein, aber was nützt das! Meine Hand war nicht geschont und war doch im Alter meiner Tochter schon längst vergeblich!“

Die elegante Dame wühlte lange Zeit in den im Laden ausgestellten Sachen herum, ohne sich zu einem Kauf zu entschließen. Endlich sagte der Inhaber: „Wünschen Sie etwas zu kaufen?“ — Die Dame sah erstaunt auf: „Was sollte ich sonst wollen?“ — „Ich dachte, Sie nehmen Inventur auf, gnädige Frau!“

Der Adel. Neugeadelter Vörsiamer: „Da sagt man immer, Arbeit adelt; ich habe noch niemals gearbeitet und bin doch geadelt worden.“

Gute Freunde. „Sagen Sie mal, was haben Sie eigentlich für unangenehme Nachbarn? Auf der Treppe traf ich Leute, die fürchterlich über Sie herzogen!“ — „Dann waren es jedenfalls keine Nachbarn, sondern gute Freunde, die gerade von uns kamen.“

Das edle Motiv. Reeder: „Also Sie sind der edle Mensch, der über Bord sprang und einen Kollegen vom Ertrinken rettete. War er denn ein intimer Freund von Ihnen?“ — Arbeiter: „Det nich, aber er war mir noch zweier Taler schuldig!“

„Ich habe gehört, Sie wollen sich einen eigenen Haushalt anlegen? Was haben Sie sich denn schon dazu angeschafft?“ — „Eine Frau!“

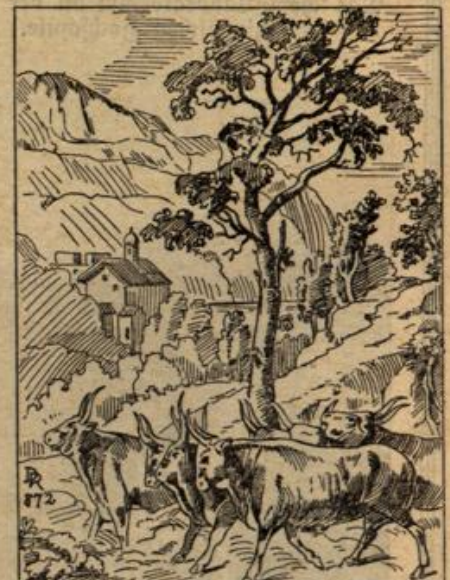
Schneider. „Wollen Gier Gnaden nicht

den letzten Anzug bezahlen? — Der Tuchhändler drängt mich schrecklich, ich solle meine Schuld bei ihm begleichen.“ — Student: „Was? Sie pumpen selber die Leute an und wollen andere mahnen? — Ist nichts!“

Uebertriebene Höflichkeit. „Der Herr Professor ist zu Hause?“ — „Ja, mein Herr.“ — „O, dann will ich ihn nicht stören, dann besuch' ich ihn lieber ein anderes Mal!“

Was tut der alte Herr Wille jetzt eigentlich, wo er sich vom Geschäft zurückgezogen hat?“ — „Genau dasselbe wie früher, — er redet immerzu vom Arbeiten.“

Dexterbild.



Wo ist denn nur der Bauer?



Ein Momentbild: Beim Geschirrspülen. Photogr. Frühling-Würzburg.

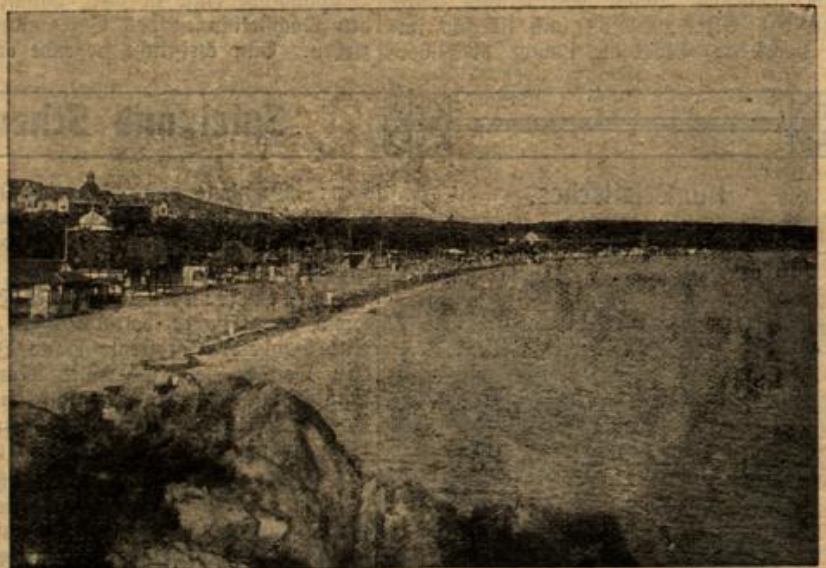
Musterkolonie in China, Kiautschou, die von den Japanern mit Ultimatum verlangt wird.

Am 6. März 1898 wurde zwischen Deutschland und China ein Vertrag abgeschlossen, wodurch dem Deutschen Reich die Kiautschou-Bucht und die am Eingange derselben liegenden Landzungen mit den innerhalb der Bucht gelegenen Inseln mit allen Hoheitsrechten auf 99 Jahre verpachtet wurde. An der Spitze der Verwaltung des Pachtgebietes, die dem Reichsmarineamt übertragen ist, steht ein Gouverneur, der in Tsingtau residiert. Tsingtau ist in gesundheitlicher und landschaftlicher Hinsicht sehr begünstigt. Die Provinz Schantung, in der es liegt, gehört dem ostasiatischen Monsungebiete an. Im Sommer ist das Wetter feucht und lind, im Winter trocken und kalt, ja es gibt Tage, an denen die Temperatur bis 14 Grad herabsinkt. Die ansässigen Europäer gehören dem Gewerbe- und Großhandelsstand an.

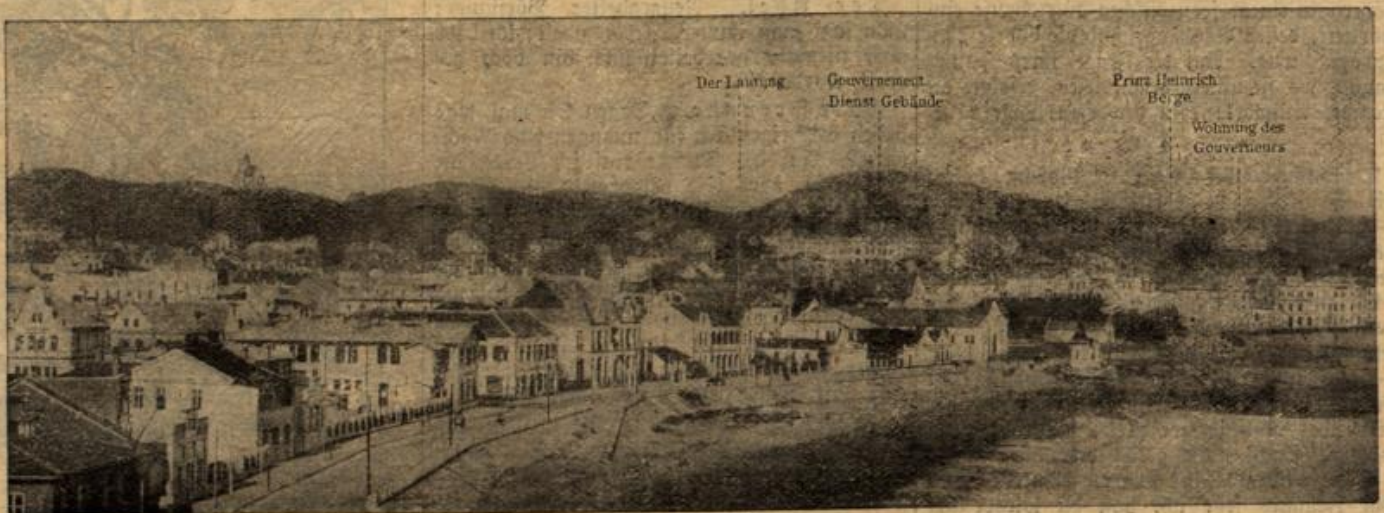
Bilder von der Muster-Kolonie Kiautschou, die von den Japanern mit Ultimatum verlangt wird.



Das chem. Laboratorium an der deutsch-chinesischen Hochschule.



Badestrand und Promenade in Tsingtau.



Panorama von Tsingtau, von der Höhe östlich der deutsch-chinesischen Hochschule.